

»Konjekturen-Wüstlinge« Vom Nutzen und Nachteil des Unnützen bei Nietzsche

Alles kann einmal nützlich werden: wichtiger Gedanke!
(Friedrich Nietzsche)¹

Der Nutzen bei Nietzsche ist ein weites Feld, auf dem man sich nur allzu leicht verirrt. So kann es nicht schaden, sich vor einem Vorstoß in diese tückischen Gefilde ein bisschen Mut anzulesen – beispielsweise in den einschlägigen Nietzsche-Lexika. Doch da klaffen an den entscheidenden Stellen nur Lücken: In Henning Ottmanns *Nietzsche-Handbuch* stößt man nur auf das Stichwort »Nihilismus«, zum Nutzen findet man aber – *nihil*, denn nach dem »Nihilismus« folgt sogleich das Lemma »Opfern«.² Und auch in Christian Niemeyers *Nietzsche-Lexikon* gibt es keinen Eintrag zum »Nutzen« – nur einen zu »Nizza«.³

Nun gibt es zweifellos einige gute Gründe dafür, dass dem »Nutzen« kein eigenes Lemma zugeteilt wurde; denn so lange der Begriff nicht anhand klar konturierter Fragen und Konstellationen konkretisiert wird, bleibt er recht abstrakt. Zugleich könnten aber durchaus valable Gegengründe genannt werden, denn zum einen profiliert Nietzsche sein Denken immer wieder in Abgrenzung von verschiedenen Varianten »utilitaristischer« Philosophie, die sich den Nutzen auf die Fahnen geschrieben hat und auf deren Grundlage, wie er meint, keine menschliche Gemeinschaft, sondern nur »Systeme von Einzelegoismen«, das heißt »Verbrüderungen zum Zweck raubsüchtiger Ausbeutung der Nicht-Brüder und ähnliche Schöpfungen utilitarischer Gemeinheit« (HL, 319)⁴ möglich seien. Zum andern aber umreißt er kontrastiv zu diesem gerade im 19. Jahrhundert prominenten Nützlichkeitsprogramm durchaus auch eine eigene Vorstellung des Nutzens und des Nützlichen,

¹ Friedrich Nietzsche, Nachlass 1869–1874, in: Kritische Studienausgabe [KSA], hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 7, München 1988, S. 383 (14 [20]).

² Henning Ottmann (Hg.), *Nietzsche Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2000.

³ Christian Niemeyer (Hg.), *Nietzsche-Lexikon*, 2. Aufl., Darmstadt 2011.

⁴ Hier und im Folgenden wird mit der Sigle HL und Seitenzahl verwiesen auf Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: KSA, Bd. 1, S. 243–334.

etwa, wenn er vom Nutzen einer Historie spricht, die »zum Zwecke des Lebens« (HL, 257) getrieben würde.

Es sind ganz unterschiedliche Felder, auf denen sich Nietzsche mit der Frage des Nutzens beschäftigt hat. So zum Beispiel auf dem der Moral, wo er sich nicht erst in der *Genealogie der Moral*, sondern schon in *Menschliches, Allzumenschliches* daran macht, die Beweggründe moralischer Handlungen und damit den »Anschein, als ob die Moral *nicht* aus dem Nutzen herausgewachsen sei«, genealogisch zu dekonstruieren.⁵ Ebenso unterläuft er über die Kategorie des »Nützlichen« konventionelle Vorstellungen einer autonomen »Schönheit« in der Kunst: »Wenn das Schöne gleich dem Erfreuenden ist – und so sangen es ja einmal die Musen – so ist das Nützliche der oftmals nothwendige Umweg zum Schönen und kann den kurzsichtigen Tadel der Augenblicks-Menschen, die nicht warten wollen und alles Gute ohne Umwege zu erreichen denken, mit gutem Recht zurückweisen.«⁶

Von besonderem Interesse im Kontext des vorliegenden Bandes ist aber Nietzsches frühe Thematisierung des Nutzens und der Nützlichkeit im Zusammenhang mit der Frage der Bildung, denn hier geht es explizit um »nützliches« und »unnützes« Wissen. Dabei scheint die Sachlage auf den ersten Blick recht klar, wenn man Nietzsche – wie es oft geschieht – allein als den großen Kritiker der historistischen Wissenskultur seiner Epoche betrachtet: Während seine Zeitgenossen im historischen Wissen eine hohe kulturelle Errungenschaft und einen zentralen Bestandteil der Bildung gesehen haben, wäre Nietzsche demnach der unzeitgemäße Mahner, der dieses Wissen als unnützen, lebensfeindlichen Bildungsballast angeprangert hat. Das ist – wenn man denn dieses Wort im Zusammenhang mit Nietzsche überhaupt verwenden darf – »selbstverständlich«⁷ nicht falsch. Doch diese Zusammenfassung von Nietzsches früher Haltung gegenüber dem historischen (Bildungs-)Wissen greift zu kurz. Sie blendet tendenziell das zweite Wort im Titel der zweiten *Unzeitgemässen* – den »Nutzen« – aus und legt das Gewicht zu ausschließlich auf den »Nachtheil«. Das ist nicht zuletzt auch,

⁵ Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* II/2, Nr. 40, in: KSA, Bd. 2, S. 571. Vgl. dazu auch Ders., *Zur Genealogie der Moral*, in: KSA, Bd. 5, S. 258–261.

⁶ Ders., *Menschliches, Allzumenschliches* II/1, Nr. 101, in: KSA, Bd. 2, S. 420f. Vgl. zur Kategorie der Nützlichkeit in der Ästhetik Markus Winkler, *Nützlich*, in: Karlheinz Bark u.a. (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart 2002, S. 563–582, zu Nietzsche S. 577f.

⁷ Wie der frühe Nietzsche immer wieder betonte, sollte das Wort »selbstverständlich« verboten werden. Vgl. z.B. in den Vorträgen *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: KSA, Bd. 1, S. 676, 707 u. 724 (in allen drei Fällen spricht der »Philosoph« des erzählten Gesprächs).

um ein prominentes Beispiel zu erwähnen, in Foucaults Gegenüberstellung des frühen Antihistoristen Nietzsche einerseits und des mittleren und späten »Genealogen« Nietzsche andererseits tendenziell der Fall.⁸ Foucault spricht in seiner Rekonstruktion von Nietzsches Konzept der Genealogie nur davon, wie der Philosoph die monumentalische, antiquarische und kritische Historie, die er in der zweiten *Unzeitgemässen* kritisiert habe, seit den späten 1870er Jahren dann in affirmativem Sinne in seine genealogische Arbeit integriert habe – freilich mit anderen Zielsetzungen als denjenigen, die er den Historikern zuvor zugeschrieben habe: Hätten die drei Formen der Historie zuvor auf ein Festhalten der »großen Gipfel des Werdens in einer immerwährenden Gegenwart« (monumentalische Historie), auf Kontinuität und Identität (antiquarische Historie) und auf einen kritisch »gesäuberten« Ursprung (kritische Historie) abgezielt, so jetzt – im Dienste der Genealogie – auf Diskontinuität, Nicht-Identität, Dissemination des Ursprungs und Parodierung der »Verehrung der Monumente«.⁹ Nun hat Nietzsche die drei Formen der Historie in der zweiten *Unzeitgemässen* aber eben nicht nur kritisch perspektiviert, sondern, im Gegenteil, zunächst und vor allem als drei Varianten einer Historie eingeführt, die dem »Zweck des Lebens« in einem emphatische Sinne »Dienste« leistet, denn »jeder Mensch und jedes Volk braucht je nach seinen Zielen, Kräften und Nöten eine gewissen Kenntnis der Vergangenheit, bald als monumentalische, bald als antiquarische, bald als kritische Historie: [...]« (HL, 271).

Diese Formen der Historie gehören gleichsam zur *conditio humana*, da der Mensch schlechterdings nicht leben kann ohne Erinnerung, und sie sind schon zur Zeit der *Unzeitgemässen* keineswegs nur auf Identität, Kontinuität, Ursprung, Verehrung etc. ausgerichtet. Vielmehr lässt sich auch schon beim frühen Nietzsche und in dessen Konzept der Historie eine antimetaphysische Identitäts- und Ursprungskritik ausmachen.¹⁰ – Die drei Varianten der Historie werden ihm erst da zum Problem, wo sie sich in hypertropher Steigerung dialektisch aus ihrem Bezug auf das Leben hin lösen.

Das Verhältnis von Nutzen und Nachteil der Historie ist demnach komplexer, und es wird noch komplexer, wenn man Nietzsches Ausführungen im Kontext der zeitgenössischen Bildungsdebatten betrachtet, denn es war ja nicht so, dass der Nutzen einer hypertroph ausgebildeten historischen

⁸ Vgl. Michel Foucault, Nietzsche, die Genealogie, die Historie [1971], in: Ders., Von der Subversion des Wissens, übers. von Walter Seitter, Frankfurt a.M. 1987, S. 69–90.

⁹ Ebd., S. 85–89, die Zitate S. 86, S. 89.

¹⁰ Das habe ich ausführlicher dargelegt in Peter Schnyder, Ursprungskritik. Nietzsches Anfänge und die Ursprünge der Rhetorik, in: Nietzsche-Studien 42 (2013), S. 1–20.

Bildung in der Zeit des frühen Wilhelminischen Kaiserreichs unbestritten gewesen wäre und Nietzsche nun als einsamer Rufer in der Wüste gegen diesen angeblichen Nutzen hätte anschreiben müssen. Vielmehr gerieten die Geisteswissenschaften – und insbesondere die historische Bildung – gerade damals zunehmend unter Druck, weil sie eben keinen »Nutzen« generierten. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland rasch voranschreitende Industrialisierung führte zu Veränderungen in den Bildungsprioritäten und damit zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Verfechtern einer klassisch-humanistischen Bildung einerseits und jenen einer technisch-naturwissenschaftlichen andererseits. Während Letztere eine »zeitgemäße« Aufwertung der entsprechenden Bildungsinhalte und -institutionen, das heißt insbesondere der Realschulen, forderten, fürchteten die Anhänger der humanistisch ausgerichteten Gymnasialbildung »die ausschließliche Richtung der Geister auf das Handgreifliche, auf den Bedarf des sinnlichen Lebens«; sie verwahrten sich gegen »den Utilitarismus, der vom Materialismus ausgeht und im Materialismus endet«. ¹¹ In dieser Konstellation gehört der Altphilologe Nietzsche in manchen Punkten zu den Anhängern der historisch-humanistischen Bildung, die sich den Anti-Utilitarismus auf die Fahnen geschrieben hat: »Die höchste Bildung [ist] etwas völlig Unnützes: Privilegium des Genius.« ¹² Zugleich stehen seine Ausführungen aber auch quer zu den Grenzverläufen in der entsprechenden Debatte, denn er polemisierte nicht gegen die zunehmende Bedeutung einer praxisorientierten Ausbildung. Er sah darin relativ nüchtern einen unumkehrbaren Prozess und sperrte sich auch nicht – wie das viele Verfechter der klassischen Bildung taten – gegen die Öffnung der Universität für Schüler aus Realschulen. ¹³ Seine Polemik zielte vielmehr auf die Art und

¹¹ Dies die Worte eines ferventen Verfechters der humanistischen Bildung um 1850. Zit. nach Fritz K. Ringer: *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933* [1969], übers. von Klaus Laermann, Stuttgart 1983, S. 36. Vgl. zur damaligen Bildungsdebatte die konzise Darstellung ebd., S. 33–47.

¹² So Nietzsche in *Nachlass 1869–1874*, S. 380 (14 [15]).

¹³ Dazu heißt es in *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: KSA, Bd. 1, S. 716f.: »Glaubt also ja nicht, meine Freunde, daß ich unsern Realschulen und höheren Bürgerschulen ihr Lob verkümmern will: ich ehre die Stätten, an denen man ordentlich rechnen lernt, wo man sich der Verkehrssprachen bemächtigt, die Geographie ernst nimmt und sich mit den erstaunlichen Erkenntnissen der Naturwissenschaft bewaffnet. Ich bin auch gern bereit zuzugeben, daß die auf den besseren Realschulen unserer Tage Vorbereiteten vollkommen zu den Ansprüchen berechtigt sind, die die fertigen Gymnasiasten zu machen pflegen, und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo man derartig Geschulten die Universität und die Staatsämter überall eben so unumschränkt öffnet wie bisher nur den Zöglingen des Gymnasiums [...]« (Es spricht der Philosoph.)

Weise, wie die historisch-humanistische Bildung am Gymnasium und in den einschlägigen universitären Disziplinen vermittelt wurde.¹⁴ Während diese Bildung von ihren lautesten Fürsprechern als Gegenkraft zum um sich greifenden Geist des ›Utilitarismus‹ gefeiert wurde, machte sich Nietzsche daran, zu zeigen, wie diese vordergründig anti-utilitaristische Bildung in den Bildungsinstitutionen seiner Zeit doch dem Nutzen des Staats dient – und es ist diese Nutzbarmachung, diese staatliche Instrumentalisierung des in einem falschen Sinne als ›unnütz‹ verklärten Wissens, gegen die er vor allem anschreibt, um den Blick auf ein allein dem Leben und nicht dem Staat nützlich, das heißt auf ein in einem echten und positiven Sinne ›unnützes‹ Wissen freizulegen.

Das soll im Folgenden in einem ersten Schritt durch einige Beobachtungen zu den für Bildungsfragen einschlägigen Abschnitten in der zweiten *Unzeitgemässen* noch weiter vertieft werden. In einem zweiten Schritt soll dann aber die Perspektive auf die für die Frage einer (un-)zeitgemäßen Bildung – und damit für die Frage nach dem Nutzen und Nachteil ›unnützen‹ (Bildungs-) Wissens – zentralen Vorträge hin geöffnet werden, die Nietzsche schon zwei Jahre vor dem Erscheinen seiner Historien-Schrift unter dem Titel *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* in Basel gehalten hat. Dabei wird auch – im Sinne einer der Leitfragestellungen des vorliegenden Bandes – die Frage nach dem literarischen Form-Wissen, das in einer streng rationalistischen Tradition als eine Variante Unnützen Wissens konzeptualisiert wurde, in den Fokus gerückt. Denn gerade bei diesen Vorträgen, die sich durch eine idiosynkratisch-hybride Form auszeichnen, spielt die Frage nach Nutzen und Nachteil des Unnützen nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, sondern auch auf jener der rhetorisch-literarischen Performanz eine wichtige Rolle.

I.

Der Umstand, dass Nietzsche seine Erörterung über den Nutzen und Nachteil der Historie im Rahmen seiner im Titel als *unzeitgemäß* deklarierten Be-

¹⁴ Insofern ist Nietzsches Kritik an der Historie als »Wissenschaft« (HL, 271) vor allem als Kritik an der *staatlich institutionalisierten* wissenschaftlichen Historie und nicht an der Wissenschaft *per se* zu verstehen. Das scheint mir z.B. nicht differenziert genug gesehen zu werden in Kurt Hübner, Vom theoretischen Nachteil und praktischen Nutzen der Historie. Unzeitgemäßes über Nietzsches unzeitgemäße Betrachtungen, in: Dieter Borchmeyer (Hg.), »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben«. Nietzsche und die Erinnerung in der Moderne, Frankfurt a.M. 1996, S. 28–47.

trachtungen publizierte, war schon für seine Zeitgenossen ein Signal dafür, dass hier nicht von einem Nutzen im zeitgenössischen Sinne die Rede sein würde. Zudem waren diese Zeitgenossen auch schon durch die bereits 1872 publizierte *Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* und die erste *Unzeitgemässe* über David Friedrich Strauss von 1873 darauf eingestimmt, dass hier nicht mit gewöhnlichen Gedankengängen zu rechnen war – wobei nicht ausgeschlossen war, dass gerade das Ungewöhnliche in fast schon dialektischer Wendung wiederum als Gewöhnlich-Philiströses ausgelegt werden konnte; so zum Beispiel von Gottfried Keller, der anlässlich der Lektüre der Anti-Strauss-Polemik gegenüber Emil Kuh bemerkte:

Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen, bringe es aber kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles [...]. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum 26 Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schoppenhauerei [sic!] verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverranneten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist. Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. [...] Ich halte den Mann für einen Erz- und Cardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist.¹⁵

Aber ganz gleich, ob man Kellers Ansicht teilte oder nicht, klar war, dass in einer Schrift dieses Basler »Spekulierburschen« keine neutralen Ausführungen zum Nutzen und zur Nützlichkeit des historischen Wissens zu erwarten waren.

Nietzsche beginnt seine Ausführungen im Vorwort mit einem Zitat Goethes, in dem dieser, im Anschluss an seine gemischte Erfahrung bei der Lektüre von Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798), seinem Unwillen über »nicht belebendes« Wissen Ausdruck gibt: »Uebrigens ist mir Alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben.« Dies sind Worte Goethes, mit denen, als mit einem herzhafte ausgedrückten *Ceterum censeo*, unsere Betrachtung über den Werth und den Unwerth der Historie beginnen mag« (HL, 245).¹⁶ Vermittelt über

¹⁵ Gottfried Keller an Emil Kuh, 18. November 1873. Zit. nach Hauke Reich, Rezensionen und Reaktionen zu Nietzsches Werken 1872–1889, Berlin/Boston 2013, S. 453.

¹⁶ Das Goethe-Zitat findet sich im Brief an Schiller vom 19. Dezember 1798, in: Siegfried Geisel (Hg.), Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Bd. 2, München 1984, S. 181.

seinen literarischen Cato Goethe holt Nietzsche also zu seinem Plädoyer für die Schleifung der Historien-Festung des 19. Jahrhunderts aus – wobei er sein Anliegen nicht direkt, sondern über einen Umweg angeht. So beginnt er das erste der zehn Kapitel mit einigen Reflexionen zur menschlichen Unfähigkeit, das Vergessen zu erlernen. Während das Tier am »Pflock des Augenblicks« (HL, 248) angekettet ist, wird der Mensch immer wieder von vergangenen Augenblicken wie von Gespenstern heimgesucht. Er muss erkennen, »was sein Dasein im Grunde ist – ein nie zu vollendendes Imperfectum« (HL, 249). Das Erinnern des Vergangenen, die Rückbindung ans Historische gehört mithin zur *conditio humana*, und insofern die historische Rückbindung zu dieser *conditio* gehört, ist es auch müßig, sie überwinden zu wollen. Sie muss aber in ein ausgewogenes Verhältnis zum historischen Vergessen gesetzt werden, denn nur so kann sie dem Leben nützen, und dieser Nutzen fürs Leben ist eben für Nietzsche das entscheidende Kriterium zur Beurteilung des Umgangs mit der Historie. In den Kapiteln 2 und 3 macht er sich dann in systematischer Hinsicht daran, die erwähnten »drei Arten der Historie« zu unterscheiden, die je ihre Berechtigung haben – freilich bei übertriebener und einseitiger Pflege, bei der sie sich auch nicht mehr gegenseitig in Balance halten, zu einer Gefahr für das Leben werden. Diese Gefahr ist nun aber, wie Nietzsche ab dem 4. Kapitel darlegt, in seiner Gegenwart akut geworden; hier habe sich der Sinn fürs Historische zu einem »verzehrenden historischen Fieber« (HL, 246) ausgewachsen, und die wahllos zusammengewürfelten Versatzstücke historischen Wissens seien – wie er unter Anspielung auf das Märchen vom *Wolf und den sieben jungen Geißlein* ausführt – zu ganz und gar unnützem, ungesundem Ballast geworden: »Der moderne Mensch schleppt [...] eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln, wie es im Märchen heisst« (HL, 272).¹⁷ Und die Phänomenologie und Symptomatologie dieses historischen Fiebers und dieser wissensbedingten Magenverstimmung wird darauf in den Kapiteln 4 bis 9 breit ausgeführt, bevor im abschließenden 10. Kapitel ein direkter Appell an die Jugend erfolgt, sich vom übermächtigen historischen Wissen zu befrei-

¹⁷ Im Grimm'schen Märchen *Der Wolf und die sieben jungen Geißlein* heißt es in der Schlusszene, nachdem die Mutter-Geiß ihre Jungen aus dem Bauch des schlafenden Wolfs geschnitten und durch Steine ersetzt hat: »Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlte er dass es ihm so schwer im Leibe war, und sprach »es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum, und habe doch nur sechs Geißerchen gefressen.« Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837), hg. von Heinz Rölleke, Darmstadt 1999, S. 45.

en; es aktiv zu bekämpfen, um sich dann freilich – später – durchaus wieder in einer dem Leben nützlichen Weise der Historie in ihren drei Varianten zuzuwenden (vgl. HL, 332).

Liest man Nietzsches Plädoyer als eine Umwertung des Werts »Nutzen«, stellt sich die Frage, welchen Nutzen denn seine am »historischen Fieber« erkrankten Zeitgenossen in der Historie gesehen haben oder welche Vorstellung von Nützlichkeit ihnen Nietzsche unterstellt. Denn die Gegenüberstellung, die in seinen Ausführungen erkennbar wird, fällt aus den bereits dargelegten Gründen nicht mit derjenigen zwischen den Verfechtern einer auf praktischen Nutzen ausgerichteten Kultur einerseits und den Verteidigern einer allen utilitaristischen Nützlichkeitsforderungen enthobenen Bildung andererseits zusammen. Vielmehr liegt die Pointe seiner Polemik darin, dass er gerade den gewöhnlichen Verteidigern der nicht-utilitaristischen historischen Bildung, die sich als Hüter wahrer Kultur vorkommen, ein utilitaristisches Denken unterstellt. Während diese mit dem Dünkel der Gebildeten ihr im utilitaristischen Sinne unnützes Wissen im Namen einer höheren Geistesbildung verteidigen, weist Nietzsche darauf hin, dass diese »höhere Geistesbildung« in den meisten Fällen zu einer bloßen Verwaltung des Geistes verkommen sei – und zwar zu einer Verwaltung im Interesse des Staates. Das Problem, gegen das er anschreibt, ist vor allem, dass dem im utilitaristischen Sinne unnützen Wissen gerade im Namen dieses (freilich missverstandenen) Wissens sein subversiver Stachel gezogen worden ist.

Diese staatliche Nutzarmachung des nicht-praktischen Wissens der Historie wird von Nietzsche in den Kapiteln 4 bis 9 näher bestimmt, wobei sich drei Varianten ausmachen lassen, die sich untereinander teilweise grundlegend unterscheiden, was Nietzsche selbst freilich nicht explizit thematisiert. Klagt er zunächst darüber, dass die Moderne zu einem permanenten »Fest einer Weltausstellung« (HL, 279) verkommen sei, in der alle Stile bloß noch Maskeraden seien, so zielt er damit auf den Historismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. In dieser Form des historistischen Umgangs mit Historie, in dem im Zeichen einer falsch verstandenen Objektivität alles Vergangene »gleich unmittelbar zu Gott« ist, – im Angesicht dieses historistischen Wissenssammelsuriums werden die Menschen zu »nachtönenden Passiv[a]« (HL, 288), zu »eingefleischten Kompendien« und »historische[n] Bildungsgebilde[n]« (HL, 283). Sie verlieren ihre Orientierung, ihre Entscheidung, sich mit diesem oder jenem Versatzstück aus der Vergangenheit zu beschäftigen, wird beliebig, und ihr Wissen zu einem »Wissen ohne Wirken« (HL, 282) – was dem Staat eben nur recht sein kann, denn davon geht, wie von allem »modernen Philosophieren«, das »politisch und polizeilich

durch Regierungen, Kirchen, Akademien, Sitten und Feigheiten der Menschen auf den gelehrten Anschein beschränkt« (HL, 282) ist, keine Gefahr aus.

Auch eine ganz andere Variante des »historischen Fiebers« nützt aber dem Staat: die historizistische oder geschichtsphilosophische, deren Vertreter sich nicht, wie die Historisten, »unvoreingenommen« in alle möglichen historischen Phänomene versenken, sondern die empirischen historischen Daten – über deren Kontingenz hinweg – einem teleologischen Entwicklungsplan unterordnen, als dessen End- und Höhepunkt immer die eigene Gegenwart – und das heißt bei Hegel die Gegenwart des preußischen Staats (vgl. HL, 308) – konzeptualisiert wird. Inwiefern diese geschichtsphilosophische Variante historischen Denkens, die Nietzsche vor allem auch am Beispiel Eduard von Hartmanns kritisiert, dem Staat ideologisch nützt, liegt auf der Hand.

Als dritte Variante des historischen Fiebers wird schließlich noch einmal eine ganz andere Geschichtsschreibung zumindest kurz erwähnt: eine Historiographie, die die »Gesetze« der Geschichte nicht in idealistisch-qualitativem Sinne über einen »Weltgeist«, sondern quantitativ über die damals noch junge Wissenschaft der Statistik erschließen wollte. Ein gerade in den 1860er und 70er Jahren intensiv diskutiertes Beispiel für diese Form der Historiographie ist Thomas Buckles *History of Civilization in England* (1857/61), die Nietzsche übrigens auch in deutscher Übersetzung besaß.¹⁸ Das war eine Geschichtsschreibung, die nicht auf einzelne herausragende Individuen abzielte, sondern auf die »Vielen«; auf die »Massen« (HL, 319), die nach Nietzsche »der Teufel und die Statistik« (HL, 320) holen sollte. Diese Form der »wissenschaftlichen« Betrachtung der Geschichte leistete nach ihm einem auch vor allem dem Staat nützlichen Statistik-Fatalismus Vorschub.

Nietzsche polemisiert also gegen drei Varianten eines »historischen Fiebers«, das sich vordergründig anti-utilitaristisch gibt, in Tat und Wahrheit aber dem Nutzen des Staats zuarbeitet. Und diese Ausrichtung des (scheinbar) Unnützen auf den Nutzen tritt vor allem da in den Vordergrund, wo er nicht allgemein von der Historie, sondern konkret von der Bildung der Jugend in den Gymnasien und Universitäten spricht. Hier ist am ausführlichsten von der Kategorie des Nutzens die Rede (die sonst, wie auch das Adjektiv

¹⁸ Vgl. dazu Anthony K. Jensen, *Nietzsche and Historiography*, Cambridge 2013, S. 215, Anm. 26; zu Nietzsches Auseinandersetzung mit Buckle in *Zur Genealogie der Moral*, in: KSA, Bd. 5, S. 262: »[...] der Plebejismus des modernen Geistes, der englischer Abkunft ist, brach da [bei Buckle] einmal wieder auf seinem heimischen Boden heraus, heftig wie ein schlammichter Vulkan und mit jener versalzten, überlauten, gemeinen Beredsamkeit, mit der bisher alle Vulkane geredet haben.«

»nützlich«, eher selten vorkommt, wenn man bedenkt, dass im Titel dieser zweiten *Unzeitgemässen* prominent vom »Nutzen« die Rede ist). So meint er, direkt an die Jugend gerichtet, die eigene Gegenwart sei eine »Zeit [...], die ihren Nutzen darin sieht, euch nicht reif werden zu lassen, um euch, die Unreifen, zu beherrschen und auszubeuten« (HL, 295). Oder er geißelt die »Abrichtung« der jungen Menschen »zu den Zwecken der Zeit« und beklagt, dass die Jugendlichen gemäß der staatlichen Nützlichkeitsdoktrin »in der Fabrik der allgemeinen Utilitäten arbeiten [sollen], bevor sie reif sind, ja damit sie gar nicht mehr reif werden – weil dies ein Luxus wäre, der dem »Arbeitsmarkt« eine Menge von Kraft entziehen würde« (HL, 299). Das klingt wie eine Polemik gegen die Ausrichtung der Bildung auf die Anforderungen der Wirtschaft – und das ist es »selbstverständlich« *auch* –, doch es ist eben nicht die *unmittelbare* Ausrichtung auf den Markt, die hier vor allem im Fokus steht, denn die übermäßige historische Bildung ist ja schwerlich ein Postulat ökonomischer Utilitaristen. Vielmehr geht es Nietzsche, wie gesagt, um die *mittelbare* »Nutzbarmachung« (HL, 300, vgl. auch 323, 326) einer Jugend, die in der Schule »durch alle Jahrtausende gepeitscht« (HL, 299) und mit historischem Wissen gleichsam zugeschüttet wird, um ihre Eigentätigkeit zu zähmen und die entsprechenden Energien dem Staat zuzuführen. Diejenigen aber, die sich dann nach dem Gymnasium auch noch auf der Universität historischen Studien widmen, betreiben diese im Geiste eben jener Markt-Utilitäten, von denen sie sich im Namen der klassischen Bildung mit Pathos abzusetzen pflegen. Ihre Tätigkeit gleicht sich unversehens der Fabrikarbeit an, wie Nietzsche in einer virtuosen Passage darlegt, die es verdient, ausführlicher zitiert zu werden:

Nun betrachte man aber gar den historischen Studenten, den Erben einer allzufrühen, fast im Knabenalter schon sichtbar gewordenen Blasiertheit. Jetzt ist ihm die »Methode« zu eigener Arbeit, der rechte Griff und der vornehme Ton nach des Meisters Manier zu eigen geworden; ein ganz isolirtes Capitelchen der Vergangenheit ist seinem Scharfsinn und der erlernten Methode zum Opfer gefallen; [...]. War er schon als Knabe »fertig«, so ist er nun bereits überfertig: man braucht an ihm nur zu schütteln, so fällt einem die Weisheit mit Geprassel in den Schooss; doch die Weisheit ist faul und jeder Apfel hat seinen Wurm. Glaubt es mir: wenn die Menschen in der wissenschaftlichen Fabrik arbeiten und nutzbar werden sollen, bevor sie reif sind, so ist in kurzem die Wissenschaft ebenso ruiniert, wie die allzuzeitig in dieser Fabrik verwendeten Sklaven. Ich bedaure, dass man schon nöthig hat, sich des sprachlichen Jargons der Sklavenhalter und Arbeitgeber zur Bezeichnung solcher Verhältnisse zu bedienen, die an sich frei von Utilitäten, enthoben der Lebensnoth gedacht werden sollten; aber unwillkürlich drängen sich die Worte »Fabrik«, »Arbeitsmarkt«, »Angebot«, »Nutzbarmachung« – und wie all die Hilfszeitwörter des Egoismus lauten – auf die Lippen, wenn man die jüngste Generation der Ge-

lehrten schildern will. [...] Denen, die unermüdlich den modernen Schlacht- und Opferruf »Theilung der Arbeit! In Reih' und Glied!« im Munde führen, ist einmal klärllich und rund zu sagen: wollt ihr die Wissenschaft möglichst schnell fördern, so werdet ihr sie euch möglichst schnell vernichten; wie euch die Henne zu Grunde geht, die ihr künstlich zum allzuschnellen Eierlegen zwingt. Gut, die Wissenschaft ist in den letzten Jahrzehnten erstaunlich schnell gefördert worden: aber seht euch nun auch die Gelehrten, die erschöpften Hennen an. Es sind wahrhaftig keine »harmonischen« Naturen: nur gackern können sie mehr als je, weil sie öfter Eier legen: freilich sind auch die Eier immer kleiner (obzwar die Bücher immer dicker) geworden. (HL, 300f.)

So wie er mit dem »historischen Fieber« im Gymnasium abrechnet, rechnet Nietzsche also auch mit dem fabrikmäßig-arbeitsteiligen Wissenschaftsbetrieb an der Universität ab. Damit schließt er nahtlos an seine bereits zwei Jahre zuvor in seinen Vorträgen *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* geäußerte Kritik an, und um die Frage nach dem nützlich-unnützen historischen Wissen in der Jugenderziehung weiter zu profilieren, lohnt es sich, wie angekündigt, noch einen Blick auf diese Vorträge zu werfen. Dabei wird nun auch das »unnütze« Form-Wissen der Literatur in den Fokus rücken.¹⁹

II.

Gehalten wurden die fünf Vorträge über die Bildungsanstalten in der Zeit zwischen Januar und März 1872; ein ursprünglich geplanter sechster Vortrag musste aus gesundheitlichen Gründen abgesagt werden und wurde auch nicht in schriftlicher Form ausgearbeitet.²⁰ Der erst 27-jährige Nietzsche stand damals noch ziemlich am Anfang seiner Basler Karriere, zugleich aber auch mitten in jenem »Lebensalter der Anmaassung«, von dem er später

¹⁹ Im Folgenden werde ich teilweise auf Punkte zurückgreifen, die ich in anderem Kontext dargelegt habe in Schnyder, Ursprungskritik.

²⁰ Angekündigt waren, wie auch der Untertitel von Nietzsches Manuskript zeigt, »Sechs öffentliche Vorträge« (KSA, Bd. 1, S. 641); für den sechsten (und sogar einen siebten) existieren nur Notizen. Vgl. dazu z.B. Friedrich Nietzsche, Nachlass 1869–1874, S. 249 (8 [69]) und S. 254–256 (8 [86]–[89]). Hatte Nietzsche zunächst noch an eine Publikation gedacht, rückte er später von diesem Plan ab. Die ausgearbeiteten fünf Vorträge wurden erst in den 1890er Jahren von seiner Schwester publiziert. Vgl. zu den Publikationsplänen Timo Hoyer, Nietzsche und die Pädagogik. Werk, Biographie und Rezeption, Würzburg 2002, S. 265f. u. 277f.

sprechen sollte,²¹ und so hinderte ihn der Status des Neulings nicht daran, vor jeweils 300 Angehörigen des Basler Bürgertums und der Universität – unter ihnen auch Jacob Burckhardt – zu einer vernichtenden Kritik der von allen als nützlich gefeierten, in seinen Augen aber ganz und gar unnützen zeitgenössischen Gymnasial- und Universitätsbildung auszuholen – und das Publikum war offenbar begeistert.²² Das spricht für das damalige Basel, denn es ist doch ein starkes Stück, wenn einer, der gerade als Universitäts- und Pädagogiumsprofessor berufen worden ist, keinen guten Faden an den Institutionen lässt, für die er arbeitet. – Nietzsche hat seine rhetorische Bombe zwar insofern entschärft, als er im Rahmen einer einleitenden *captatio benevolentiae* darauf hinweist, er spreche nicht von den Basler Verhältnissen, weil er sich als aus Deutschland zugewandter Professor »für viel zu fremd und unerfahren halte« (BA, 643).²³ Mit feinem Gespür für eidgenössische Empfindlichkeiten merkt er an, er spreche allein von den »deutschen [Bildungs-]Institutionen« (BA, 644). Nur sind das eben, wie er selber unauffällig konzidiert, diejenigen, »deren wir uns ja auch hier [in Basel] zu erfreuen haben« (BA, 644). Sein Rundumschlag zielte mithin durchaus auch auf die Basler Institutionen und damit auf sein eigenes Arbeitsumfeld. Nietzsche beginnt seine Kritik also mit einer klassischen, notdürftig den Affront seiner Vorträge verschleiern den *captatio benevolentiae*, doch dann verlässt er schnell das Geleise der rhetorischen Erwartungen, denn was er im Folgenden bietet, sind keine diskursiv erörternden Reden. Vielmehr setzt er zu einer hybriden Vortragsform an, indem er vom Katheder aus eine Geschichte zu erzählen beginnt; und zwar nicht einfach eine Exempelgeschichte, wie sie zur Illustration des diskursiv Erörterten in jede Rede eingestreut sein kann, sondern eine sich über alle Vorträge hinziehende, angeblich autobiographische Geschichte, in der die Beteiligten ausführlich zu Wort kommen.

²¹ Vgl. Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches I*, in: KSA, Bd. 2, S. 341: »Lebensalter der Anmaassung. – Zwischen dem sechsundzwanzigsten und dreissigsten Jahre liegt bei begabten Menschen die eigentliche Periode der Anmaassung; es ist die Zeit der ersten Reife, mit einem starken Rest von Säuerlichkeit. [...]«

²² Vgl. den Brief an Erwin Rohde vom 28. Januar 1872. Friedrich Nietzsche, Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe [KGB], begründet von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Berlin/New York 1975ff., Bd. II/1, S. 279: »Hier halte ich jetzt Vorträge »über die Zukunft unserer Bildungsanstalten« und habe es bis zur »Sensation«, hier und da zum Enthusiasmus gebracht.« Von 300 Zuhörern ist die Rede in Nietzsches Brief an Ernst Wilhelm Fritzsche vom 22. März 1872, ebd., S. 300.

²³ Hier und im Folgenden wird mit der Sigle BA und Seitenzahl verwiesen auf Friedrich Nietzsche, *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, in: KSA, Bd. 1, S. 641–752.

Die lange Geschichte, die Nietzsche seinen Basler Zuhörern über mehrere Wochen hinweg zu erzählen unternahm, wird einleitend – obschon sie weitgehend frei erfunden ist – als eigenes Erlebnis angekündigt:²⁴ »Ich bin einmal durch seltsame, im Grunde recht harmlose Umstände Ohrenzeuge eines Gesprächs gewesen, [...]« (BA, 651). In der Folge werden dann diese »recht harmlosen Umstände« in wenigen Sätzen umrissen, wobei Nietzsche sein Publikum auf eine kleine Zeitreise zurück nach Bonn mitnimmt, wo er einst tatsächlich als Student ein Jahr verbracht hat; ein Jahr, »welches durch die Abwesenheit aller Pläne und Zwecke, losgelöst von allen Zukunftsabsichten« gewesen sei und im Rückblick »fast etwas Traumartiges an sich trägt« (BA, 653). Der junge Nietzsche der Erzählung bewegte sich mithin, zusammen mit einem engen Freund, in einem Raum außerhalb jeder Nützlichkeit, wie in einer Passage weiter ausgeführt wird, die sich wie eine höchst verdichtete Modulation über das Thema der Nützlichkeit liest und in der auch der Nexus von Macht und nützlichem Wissen ganz direkt angesprochen wird:

Wir waren uns bewußt, daß wir damals an einen sogenannten Beruf insgesamt nie gedacht hatten [...]. Die nur zu häufige Ausbeutung dieser Jahre durch den Staat, der sich möglichst bald brauchbare Beamte heranziehen und sich ihrer Fügsamkeit durch übermäßig anstrengende Examina versichern will, war durchaus von unserer Bildung in weitester Entfernung geblieben; [...] ein solches zweckloses Sich-Behangenlassen am Moment, ein solches Sich-Wiegen auf dem Schaukelstuhle des Augenblicks [muss] für unsre allem Unnützen abholde Gegenwart fast unglaublich, jedenfalls tadelnswerth erscheinen [...]. Wie unnütz waren wir! Und wie stolz waren wir darauf, so unnütz zu sein! Wir hätten mit einander uns um den Ruhm streiten können, wer von Beiden der Unnützere sei. Wir wollten nichts bedeuten, nichts vertreten, nichts bezwecken, wir wollten ohne Zukunft sein, nichts als bequem auf der Schwelle der Gegenwart hingestreckte Nichtsnutze — und wir waren es auch, Heil uns! (BA, 663f.)

Damals habe er mit seinem Freund beschlossen, einen bereits einige Jahre zuvor geschlossenen philosophisch-künstlerischen Bund zu erneuern, und zwar an eben derselben Stelle wie damals. Also seien sie am verabredeten Tag zunächst mit ihrer Studentenverbindung nach Rolandseck am Rhein aufgebrochen und hätten dann am Mittag mit ihren Farbenbrüdern noch ausgiebig gefeiert, wobei Nietzsche offenbar selbst als »musikalischer Be-

²⁴ Nietzsche meinte dazu in seinem Brief vom 20. Dez. 1872 an Malwida von Meysenbug: »Die ganze Rheinscenerie, so wie alles Biographisch-Scheinende [in den Vorträgen] ist erschrecklich erlogen. Ich werd' mich hüten die Baseler mit den Wahrheiten meines Lebens zu unterhalten oder nicht zu unterhalten: [...]«, KGB, Bd. II/3, S. 104.

rather« (BA, 655) für die immer wilder werdende musikalische Unterhaltung zuständig war – ein Umstand, der übrigens durchaus gedeckt ist durch biographische Details aus Nietzsches Leben als Mitglied der Studentenverbindung Franconia in Bonn.²⁵

Auf dem Höhepunkt des zweifelhaften bacchantisch-musikalischen Treibens setzen sich die beiden Freunde aber ab: »[...] unmittelbar nach dem geheul-ähnlichen Schlußaccord verschwanden wir beide durch die Thüre: hinter uns klappte gewissermaßen ein brüllender Abgrund zu« (BA, 655). Da die für die Erneuerung des Bundes vorgesehene Abendstunde allerdings noch nicht herangerückt ist, beschließen die beiden, in der unmittelbaren Nähe ihres Geheimortes noch ein bisschen einer ihrer »einsamen Liebhabereien« (BA, 655) zu frönen: »Wir pflegten damals mit Passion Pistolen zu schießen, [...]« (BA, 655). Und als wäre die Vorstellung des schießenden Studenten Nietzsche nicht schon skurril genug, lässt es sich der Professor Nietzsche nicht nehmen, sein Basler Publikum an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass ihm sein praktisches Schützenwissen in seiner »späteren militärischen Laufbahn von großem Nutzen gewesen« sei (BA, 655) – eine Behauptung, die gerade vom Basler Publikum, das kurz zuvor das ganz und gar unheroische Ende von Nietzsches Militärkarriere miterlebt hatte, eigentlich nur als ironisch gemeint verstanden werden konnte: Er hatte 1867/68 in Naumburg eine militärische Grundausbildung begonnen, die er nach einem schweren Reitunfall abbrechen musste. Mit seiner Berufung nach Basel verlor er die preußische Staatsbürgerschaft und war deshalb nicht mehr wehrpflichtig. Trotzdem wollte er 1870 unbedingt auf deutscher Seite gegen Frankreich kämpfen und stellte deshalb ein Urlaubsgesuch beim Rektorat. Dieses Gesuch wurde erstaunlicherweise bewilligt, allerdings mit der Auflage, dass er nur als unbewaffneter Sanitätssoldat in den Krieg ziehen dürfe. Tatsächlich ging er dann nach Deutschland, doch dort erkrankte er schon im Kasernendienst so schwer, dass er nie zum Einsatz kam und schon nach knapp einem Monat wieder nach Basel zurückkehrte. Mit einem »großen« militärischen »Nutzen« des Pistolenschießens ist es da nicht weit her.

Aber zurück zu den beiden schießenden Nichtsnutzen im Wald: Kaum sind die ersten Schüsse auf einen Baumstrunk gefallen, werden sie von einem alten Mann und dessen Begleiter unterbrochen. Der Greis ärgert sich schrecklich und sein Begleiter meint, die »explodirenden Vergnügungen« der Jünglinge seien »ein wahres Attentat gegen die Philosophie« (BA, 658), denn der

²⁵ Vgl. für eine Schilderung eines tatsächlichen Verbindungsausflugs nach Rolandseck den Brief Nietzsches an seine Schwester vom 11./12. Dez. 1864, ebd., Bd. I/2, S. 23–25.

Greis sei einer der größten »Philosophen« und habe sich »diese ruhige und abgelegne Einsamkeit für ein Wiedersehen mit seinem Freunde ausgesucht« (BA, 659). Die Studenten wollen ihrerseits zunächst nicht recht einsehen, weshalb man bloß wegen eines alten Philosophen aufhören sollte zu schießen. Schließlich arrangiert man sich aber, und so wird der junge Nietzsche – sozusagen mit noch rauchendem Colt im Gürtel – zum Ohrenzeugen jenes Gesprächs zwischen dem Philosophen und dessen Begleiter, das er in seinen Vorträgen *in extenso* referiert und damit wieder aufleben lässt.

Wie sich im Gespräch bald herausstellt, ist der alte Philosoph der einstige Lehrer seines Begleiters, der unterdessen selber zum Lehrer geworden ist; freilich zu einem, der an der »realexistierenden Schule« leidet, wo man, wie er ausführt, »den Nutzen als Ziel und Zweck der Bildung« (BA, 667) gesetzt habe und die Bildungsaufgabe – man könnte sagen: im Sinne einer »employability« *avant la lettre* – allein darin sehe, »möglichst »courante« Menschen zu bilden, in der Art dessen, was man an einer Münze »courant« nenne (BA, 667).²⁶ In manchen Punkten pflichtet ihm sein Schopenhauer'scher Mentor bei, tadelt ihn aber zugleich für seine vorschnelle Resignation und öffnet den Blick auf eine Zukunft hin, in der wieder, jenseits der Erziehung nützlicher Staatsdiener, eine wahre Bildung im Kreis einer Elite möglich sein werde. Im mäandrierenden Verlauf dieses Gesprächs klingen mithin viele Überlegungen an, die später auch in die *Unzeitgemässen Betrachtungen* über die Historie und über *Schopenhauer als Erzieher* eingeflossen sind: Schon hier ist ausführlich die Rede von den Irrwegen der zeitgenössischen Gymnasien und Universitäten, die laut dem Philosophen von »Anstalten der Bildung« zu »Anstalten der Lebensnoth« (BA, 717) geworden seien, in denen im Namen einer »Pseudokultur« (BA, 710) junge Menschen vom Staat diszipliniert und mit der Aussicht auf Beamtenstellen geködert werden: »Ein neues Phänomen! Der Staat als Leitstern der Bildung!« (BA, 710), wie Nietzsche den Philosophen sarkastisch ausrufen lässt. Und was von den Gymnasien gilt, gilt nach der Meinung des Philosophen auch für die Universitäten, wo im Rahmen der sogenannten »akademischen Freiheit« zwar alles mögliche Wissen (auch »unnützes«) vermittelt werden kann – aber nur so lange, wie der Staat als Endzweck der ganzen universitären »Sprech- und Hörprozedur« anerkannt bleibt:

Wenn ein Ausländer unser Universitätswesen kennen lernen will, so fragt er zuerst mit Nachdruck: Wie hängt bei euch der Student mit der Universität zusammen?

²⁶ Vgl. die fast wörtlich gleichen Ausführungen in Friedrich Nietzsche, *Schopenhauer als Erzieher*, in: KSA, Bd. 1, S. 387.

Wir antworten: Durch das Ohr, als Hörer. [...] Der Student hört. [...] Der Lehrer aber spricht zu diesen hörenden Studenten. [...] Ein redender Mund und sehr viele Ohren mit halb soviel schreibenden Händen – das ist der äußerliche akademische Apparat, das ist die in Thätigkeit gesetzte Bildungsmaschine der Universität. Im Übrigen ist der Inhaber dieses Mundes von den Besitzern der vielen Ohren getrennt und unabhängig: und diese doppelte Selbständigkeit preist man mit Hochgefühl als »akademische Freiheit«. Übrigens kann der Eine – um diese Freiheit noch zu erhöhen – ungefähr reden, was er will, der Andre ungefähr hören, was er will: nur daß hinter beiden Gruppen in bescheidener Entfernung der Staat mit einer gewissen gespannten Aufsehermiene steht, um von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß er Zweck, Ziel und Inbegriff der sonderbaren Sprech- und Hörprozedur sei. (BA, 739f.)

Das Hauptziel von Nietzsches Polemik ist mithin eben die anpasserische Unterwerfung der Bildung unter die Interessen des Staats. Natürlich nimmt er auch die Vermittlung gewisser »verstaubter« oder »unnützer« Wissensinhalte sowie das wissenschaftliche Spezialistentum *per se* kritisch aufs Korn, doch besonders stoßend ist für ihn, dass das historische Wissen in der zeitgenössischen »Bildungsmaschine« (BA, 740) jedes subversive, kritisch-kreative Potential verliert und allein zu einem ideologischen Schmiermittel für den Staat wird. Es sind demnach weniger die konkreten Versatzstücke »unnützen« Wissens, die er anprangert, sondern die Art und Weise, wie mit ihnen umgegangen wird – die Art und Weise, wie ein im utilitaristischen Sinne unnützes Wissen vom Staat instrumentalisiert wird, anstatt dass man es in seiner »Unnützlichkeit« ernst nimmt und für den nicht-staatlichen Nutzen des Lebens fruchtbar macht.

Vergegenwärtigt man sich die radikale Absage an den Staatsnutzen in diesem Bildungskonzept, wird deutlich, wie fragwürdig es ist, Nietzsche zum »Vorläufer« nationalsozialistischer Erziehungsprogramme zu stempeln. Seine Absage an jede staatliche »Utilitätsrücksicht« (BA, 708) im Umgang mit historischem Wissen müsste jedem totalitären Regime ein Dorn im Auge sein. Wer entsprechend argumentiert, blendet denn auch diese Absage meistens aus und konzentriert sich vor allem auf den elitären Charakter des von Nietzsche postulierten Bildungsprogramms, in dem wiederholt davon die Rede ist, dass nur wenige Auserlesene wahrer Bildung fähig seien und dass solche Bildung nur durch »Zucht« (BA, 730) und »große Führer« (BA, 746) möglich sei.

Nun werden bei Nietzsche zweifellos verschiedene Ideen angesprochen, die befremdlich klingen, doch was dabei nur zu oft vergessen geht, ist, dass er seine Bildungsanstalten-Vorträge in einer Form vorgetragen hat, die verschiedene Perspektivierungen zulässt und die in dieser Polyperspektivität

viel Raum für Ironie bietet. Meistens werden diese Vorträge – sofern man sie überhaupt ernst nimmt und nicht einfach stillschweigend übergeht²⁷ – ihrer literarisch-rhetorischen Form entkleidet und auf einen eindeutigen diskursiven Gehalt reduziert. Die Form wird sozusagen als ›unnützes‹ Beiwerk außer Acht gelassen; die Erzählung als Erzählung nicht beachtet.²⁸ Demgegenüber soll im Folgenden, wie angekündigt, gezeigt werden, dass man Nietzsches Bildungsvorträgen nur gerecht wird, wenn man dieses ›unnütze‹ Formwissen ernst nimmt.

Die gleichsam sokratische Ironisierung der Vorträge ergibt sich zunächst aus der dialogischen Form, in der zwar dem Schopenhauer'schen Philosophen – wie dem platonischen Sokrates – eine besondere Mentoren-Rolle zukommt, in der aber auch diese Mentoren-Stimme durch die Gesprächsform perspektiviert ist. Zudem wird das Verhandelte nicht zuletzt gerade vom dominanten Philosophen explizit ironisiert, wenn er das Gespräch mit seinem Begleiter selbst als »Bildungskomödie« (BA, 721) bezeichnet. Und dass nicht nur dieses Gespräch, sondern die ganze Erzählung Nietzsches etwas von einer solchen Komödie hat, ist ja schon durch den früheren Hinweis auf die Pistolen-Episode deutlich geworden. Es wird aber noch deutlicher, wenn man jene narrative Überleitung liest, in der Nietzsche erzählt, wie er und sein Freund sich – begeistert von dem unbemerkt mitgehörten Gespräch – dem Philosophen im eigentlichen Sinne an den Hals werfen wollen: Als die beiden Jünglinge in der unterdessen eingebrochenen Dunkelheit auf die beiden Gesprächspartner losstürzen, glauben diese, es handle sich um einen Überfall, denn sie haben die beiden jungen Studenten schon wieder vergessen. Der greise Philosoph und sein Begleiter wollen also mitsamt ihrem Hund flüchten, – und so verkommt die enthusiastische Philosophen-Umarmung zur Karikatur:

Unsere Umarmung mißlang völlig, als wir ihn [den Philosophen] einholten. Denn mein Freund schrie in dem Augenblicke, weil der Hund ihn gebissen hatte, und der Begleiter sprang mit solcher Wucht auf mich los, daß wir beide umfielen. Es entstand, zwischen Hund und Mensch, eine unheimliche Regsamkeit auf dem Erdboden, die einige Augenblicke andauerte – bis es meinem Freunde gelang, mit starker

²⁷ Im Nietzsche-Handbuch z.B. wurde den Vorträgen im Abschnitt zu den Werken kein Artikel gewidmet. Eine besondere Haltung nimmt Niemeyer in einer seiner jüngsten Publikationen ein: Er sondert die BA zusammen mit dem ganzen Frühwerk bis 1876 aus Nietzsches Œuvre aus, mit der Begründung, dass es zu stark von Wagner beeinflusst sei. Vgl. Christian Niemeyer, Nietzsche. Werk und Wirkung eines freien Geistes, Darmstadt 2013, S. 11.

²⁸ Vgl. z.B. die Zusammenfassungen des ›Gehalts‹ in Timo Hoyer, Nietzsche und die Pädagogik, S. 264–278, und in Christian Niemeyer (Hg.), Nietzsche-Lexikon, S. 38–40.

Stimme und die Worte des Philosophen parodierend, zu rufen: »Im Namen aller Kultur und Pseudokultur! Was will der dumme Hund von uns! Vermaledelter Hund, weg von hier du Uneingeweihter, Nie-einzuweihender, weg von uns und unseren Eingeweiden, gehe schweigend zurück, schweigend beschämt!« (BA, 719)

Spätestens nach dieser Wilhelm-Busch-Szene mit Slapstick-Charakter, in der zudem durch das paronomastische – und frühere Ausführungen parodierende²⁹ – Spiel um die Worte »Eingeweihte« und »Eingeweide« jedes elitäre Initiations-Pathos ironisch gebrochen wird, müsste klar sein, dass Nietzsche hier vor seinem Basler Publikum auch ein komödiantisches Maskenspiel spielt. Und mit dem Verweis auf das nicht *nur*, aber doch *auch* komödiantische Maskenspiel kommt auch die literarische Form von Nietzsches Darlegungen zum »unnützen« Wissen in der Jugendbildung ins Spiel: Nietzsches Vorträge sind, wie erwähnt, keine Reden, sondern eine über fünf Vorlesungsstunden ausgedehnte Erzählung, die zu keinem rechten Ende kommt – auch aus dem handfesten Grund, dass Nietzsche seinen Vortragszyklus nicht abgeschlossen hat. Es geht also um eine lange Erzählung, die ihrerseits vor allem aus in direkter Rede berichteten Gesprächen besteht. Kein Wunder, dass bei dieser Form der rote argumentative Faden zuweilen aus dem Blick gerät (und Nietzsche offenbar auch selbst an manchen Stellen die Übersicht über sein Erzählarrangement verlor)³⁰ – kein Wunder, zumal wenn man sich noch einmal vergegenwärtigt, bei welchen erzählerischen Nebenumständen sich Nietzsche lange aufhält, ohne dass deutlich würde, was diese Details und Umwege zum Gesamtargument beitragen sollen. Und doch scheint ihm selbst gerade an manchen dieser Details viel gelegen zu haben. Denn schon in seinen im Nachlass erhaltenen Konzepten für seine Vorträge taucht in einer Reihe von nur wenigen Worten zum Beispiel prominent das Stichwort »Pistolen«³¹ auf. Doch welche Bedeutung kommt der

²⁹ Die Worte, auf die der Freund »parodierend« Bezug nimmt, sind die folgenden: »Den Allermeisten von denen, welche von ihrer Universitätszeit an so selbstgefällig und ohne Scheu in den erstaunlichen Trümmern jener [hellenischen] Welt herumwandern, sollte eigentlich aus jedem Winkel eine mächtige Stimme entgegentönen: ›Weg von hier, Ihr Uneingeweihten, Ihr niemals Einzuweihenden, flüchtet schweigend aus diesem Heiligthum, schweigend und beschämt!« (BA, 701). In dieser Passage spricht nicht (wie Nietzsche schreibt) der Philosoph, sondern dessen Begleiter; die parodierten Worte sind also diejenigen einer anonymen »mächtige[n] Stimme«, von der der Begleiter spricht.

³⁰ Vgl. dazu noch einmal Anm. 29; ebenso z.B. den »Fehler«, dass der Philosoph sich im vierten Vortrag plötzlich an »[s]eine Freunde« (BA, 713 u. 716) wendet, obschon er zu diesem Zeitpunkt mit seinem Begleiter allein spricht. Die beiden Jünglinge stoßen erst später dazu (vgl. BA, 719f.).

³¹ Friedrich Nietzsche, Nachlass 1869–1874, S. 414 (18 [5]).

entsprechenden skurrilen Szene in der Erzähl- und letztlich dann auch Argumentationsökonomie zu? Auf den ersten Blick eigentlich keine. Doch bei genauerem Hinsehen ist es allein dieses »unnütze« Pistolenschießen der jungen »Nichtsnutze« (BA, 664), das zu deren Zufallsbegegnung mit dem alten Philosophen und damit zu einem entscheidenden Bildungsimpuls führt. Aus der zweckfreien Knallerei geht unversehens ein fruchtbares philosophisches Gespräch hervor, in dem das Pistolenschießen übrigens später auch noch in einer wiederum komödiantischen Szene sogar zu einem Mittel für den alten Philosophen wird, um mit seinem sehnlich erwarteten Freund zu kommunizieren³² –, diesem Freund, von dem anfangs die Rede ist (BA, 659) und der im ungeschriebenen sechsten Vortrag als »Litterat« oder »Musiker« zur Gruppe um den Philosophen hätte stoßen sollen.³³ Bildung findet hier also über den vordergründig unnützen Umweg des *otium*, der Muße, zweier junger Männer statt. Und diese fruchtbar-unnütze Umwegigkeit, die hier nur an der Pistolen-Episode gezeigt wurde, ließe sich auch an vielen anderen Elementen in Nietzsches Text nachweisen. Sie gehört eben mit zu einem erzählerisch-literarischen Wissen um Digressionen, das nach konventionellen Wertmaßstäben als unnützlich erscheint, das aber nach Nietzsche – der den Meister der Digression, Laurence Sterne, als den »freiste[n] Schriftsteller« verehrte³⁴ – entscheidend ist für den wahren Nutzen des philosophischen und historischen Bildungswissens: Dieses literarische Wissen des Umwegs sperrt sich in produktiver Weise gegen alle Varianten der Rückführung von Bildung und Historie auf angebliche Grundgesetze – seien es nun geschichtsphilosophische oder statistische. Es verhindert die unzulässige Reduktion der »Dramen« der Historie auf schlüssige Hauptgedanken, wie Nietzsche in der zweiten *Unzeitgemässen* durch einen entsprechenden Vergleich ausführt:

Wenn der Werth eines Dramas nur in dem Schluss- und Hauptgedanken liegen sollte, so würde das Drama selbst ein möglichst weiter, ungerader und mühsamer Weg zum Ziele sein; und so hoffe ich, dass die Geschichte ihre Bedeutung nicht in

³² Als der Philosoph aus der Ferne das Signal des Freundes hört, wendet er sich an die Studenten: »[!]Auf! Ihr Pistolenschützen, jetzt zeigt eure Künste einmal! Hört ihr den strengen Rhythmus jener uns begrüßenden Melodie? Diesen Rhythmus merkt euch und wiederholt ihn in der Reihenfolge eurer Explosionen!« / Dies war eine Aufgabe nach unserem Geschmack [...]. Der erste, der zweite und der dritte Schuß giengen schneidig in die Nacht hinaus – jetzt schrie der Philosoph »falscher Takt!«; [...]« (BA, 734).

³³ In Nietzsches Notizen ist vom »Freund« sowohl als »Musiker« als auch als »Litterat« die Rede. Vgl. Friedrich Nietzsche, Nachlass 1869–1874, S. 246 (8 [62]) und S. 254 (8 [86]).

³⁴ Vgl. dazu den Sterne gewidmeten Aphorismus 113 »Der freieste Schriftsteller« in Menschliches, Allzumenschliches II, in: KSA, Bd. 2, S. 424–426, v.a. S. 425: »Seine Abschwefelungen sind zugleich Forterzählungen und Weiterentwicklungen der Geschichte; [...]«

den allgemeinen Gedanken als einer Art von Blüthe und Frucht, erkennen dürfe: sondern dass ihr Werth gerade der ist, ein bekanntes, vielleicht gewöhnliches Thema, eine Alltags-Melodie geistreich zu umschreiben, zu erheben, zum umfassenden Symbol zu steigern und so in dem Original-Thema eine ganze Welt von Tiefsinn, Macht und Schönheit ahnen zu lassen. (HL, 292)

Später hätte Nietzsche nicht mehr mit so viel Emphase vom »umfassenden Symbol« gesprochen, doch bereits hier ist jene Fokussierung auf das Alltägliche, Gewöhnliche und vermeintlich Nebensächliche auszumachen, das nach Nietzsches Meinung von der problematischen Version der monumentalischen Historie unbeachtet bleibt. Schon hier ist von den »ganze[n] grosse[n] Theilen« der Geschichte die Rede, die »verachtet« werden und »wie eine graue ununterbrochene Fluth« (HL, 262) in den Fluss des Vergessens fließen; schon hier ist also jenes »graue« Forschungsfeld umrissen, das später für Nietzsche – in Anknüpfung an die positive Variante der antiquarischen Geschichtsschreibung – zu dem des »Genealogen« werden sollte, dessen Farbe »das Graue, will sagen, das Urkundliche, das Wirklich-Feststellbare, das Wirklich-Dagewesene«³⁵ ist. Nach utilitaristischen Maßstäben ist das Wissen über das graue Meer des Nebensächlichen und Marginalen ein »un-nützes Wissen«, doch wenn man sich auf dieses Wissen – entgegen praktischen Nützlichkeitsabwägungen und anders als in den staatlichen »Bildungsmaschinen«, die diesem Wissen seinen Stachel nehmen – einlässt, kann es zu wahren Bildungswissen werden. Schreibt Nietzsche dem antiquarischen Historiker in der zweiten *Unzeitgemässen* in positivem Sinne ein »Hindurchfühlen und Herausahnen, ein Wittern auf fast verlöschten Spuren, ein instinctives Richtig-Lesen der noch so überschriebenen Vergangenheit, ein rasches Verstehen der Palimpseste, ja Polypseste« (HL, 265f.) zu, so bleibt dies auch eine zentrale Qualität des Genealogen – entscheidend ist sowohl für den frühen wie für den späteren Nietzsche nur, dass dieses »Wittern auf fast verlöschten Spuren« eben nicht im Sinne eines toten, staatlichen Bildungsbegriffs domestiziert wird. Oder noch einmal anders formuliert: Wenn Nietzsche in den frühen Basler Jahren gegen eine »fabrikmäßig« organisierte historische Philologie polemisiert, in der – mit dem Philosophen aus den Bildungsanstalten-Vorträgen gesprochen – »Conjekturen-Wüstlinge« (BA, 705) ihr Unwesen treiben, so zielt diese Kritik vor allem auf die arbeitsteilige Organisationsform der Philologie und nicht so sehr auf das

³⁵ Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, in: KSA, Bd. 5, S. 245–412, hier S. 254. Auf diese Stelle nimmt Foucault Bezug, wenn er seinen Nietzsche-Aufsatz mit den Worten beginnt: »Grau ist die Genealogie; [...]« Michel Foucault, Nietzsche, S. 69.

»unnütze« Geschäft dieser »Wüstlinge«. Denn deren Arbeit hat im Rahmen des »Richtig-Lesen[s] der Vergangenheit« durchaus seine Berechtigung.³⁶ Es darf ihr nur nicht im Zuge einer »fabrikmäßigen« Bildungsverwaltung ihre potentielle Sperrigkeit genommen werden. Auch das Unnütze Wissen der »Conjekturen-Wüstlinge« kann nützlich sein.

³⁶ Vgl. zur Bedeutung der Philologie in allen Schaffensphasen Nietzsches Christian Benne/Carlotta Santini, Nietzsche und die Philologie, in: Helmut Heit/Lisa Heller (Hg.), Handbuch Nietzsche und die Wissenschaften. Natur-, geistes- und sozialwissenschaftliche Kontexte, Berlin/Boston 2014, S. 173–200; ausführlicher Christian Benne, Nietzsche und die historisch-kritische Philologie, Berlin/New York 2005, zur Konjektur v.a. S. 96–101.

